



Alle Fotos: privat

Manchmal wollte Jakob
einfach nur Kind sein.
Spielen, rumalbern, den
Sommer schmecken.
Und Eis essen, bis
ihm so richtig schön
schlecht wurde.

„Der Tod ist ein Blödmann“

*Ein Kind hatte Krebs.
Lebte zwischen Wut und Schmerz,
zwischen Hoffnung und Liebe.
Erst hasste es das Krankenhaus.
Am Ende war es ihm fast ein Zuhause.
Der Vater schrieb alles auf.*

TEXT **MICHAEL SCHOPHAUS**
MALEREI **JAKOB SCHOPHAUS**



Der Krebs kam laut. Er rüttelte am Alltag und packte unser Leben am Kragen. Die Mutter schrie auf. Sie sah ihn beim Frühstück in Jakobs Mund. Ein rotes, feuchtes Geschwür. Es war fies, es bedrohte den Trott der Familie.

Plötzlich war er da. So ein Scheiß Klumpen, der im Rachen klebte. Sie spürte diesen Schmerz sofort, den nur eine Frau spüren kann, die ein Kind mit ihrer Liebe auf die Welt gepresst hat.

Dann saßen wir im Krankenhaus. Es machte uns leise, machte uns stumm vor Entsetzen. Wir glotzten an die langen, hellen Wände, während sich Jakob an die Eltern klammerte. Er wimmerte in störrischer Wut, wir guckten müde, irgendwie leer. Wie aus dem Fenster eines fahrenden Zugs.

Das da draußen gehörte nicht zu uns. Dieser Wusel. Die Hast der Menschen. Der fremde Lärm. Jeder zerrte an uns, jeder sagte, geht dahin, geht dort hin, und keine Angst: wird schon wieder.

Der Flur roch nach Bohnerwachs, nach Eitelkeit und schlechtem Essen. Überall blendete wichtiges Weiß. Es schien, als gefielen sich die Ärzte in den Kitteln.

Jakob wurde in eine kalte Röhre geschoben. Er brüllte sich seine Seele aus dem Leib. Die Schwester gab ihm eine Beruhigungsspritze, plötzlich lallte er nur und verdrehte die Augen. Der Tomograf klopfte. Er klang hart, so endgültig, dumpf wie unsere Angst.

Der Arzt guckte ernst. Alle Ärzte guckten ernst, auch der am Tag zuvor. Er hatte Jakob in die Schleimhaut seines Gaumens geschnitten, hatte auf Eiter gewartet. Aber es floß kein Eiter.

Jakob malte Bilder, viele Bilder. Oft tropften ihm dabei schwarze Kleckse auf die Blätter. Bilder, die traurige, dichte Kringel zeigten. Jeder glaubte, er male den Krebs.

Krebs eiert nie, murmelte er. Im Befund hieß es: bösartiger Tumor. Wie bösartig, wusste er nicht. Die gierige Wulst hatte sich schon weit in die Weichteile des Kiefers gefressen.

Später fragte er, ob wir noch andere Kinder haben. Wir schwiegen, sahen ihn trotzig an. Die Mutter war gerade im zweiten Monat schwanger. Es gab noch einen älteren Bruder.

Nachts durfte Jakob in unser Bett. Wir schmiegt uns ganz fest an ihn. Weinten, weil wir glaubten, ihn zu verlieren. Da wuchs etwas in seinem Körper, das ihn uns wegnehmen wollte. Hau ab, dachte der Vater. Hau ab, du verdammtes Ding. Krebs hatten doch immer nur die anderen.

In der Röhre wurde auch ein großer Klumpen an der Niere entdeckt. Später fuhr eine ältere Ärztin mit der Pistole eines Ultraschallgeräts über Jakobs prallen Bauch. Da ist was Riesiges, sagte sie, beinahe begeistert. So riesig, dass es nicht auf den Bildschirm passte.

20 Zentimeter breit, ich hoffte, sie aus Mitgefühl weinen zu sehen. Aber sie kannte wohl zu viele Kinder, die sterben mussten.

Sie tuschelte mit ihrem Chef. War bemüht, dass wir nichts hörten. Dann zog sie Jakob die Magensonde heraus, man hatte ihm damit das Kontrastmittel eingeführt. Er schrie. Er würgte. Er wollte bloß noch nach Hause.

Langsam schlich sich der Tumor bis in sein Herz.

Er hatte aufgehört zu reden. Irgendwie, fast unbemerkt, von jetzt auf gleich. Seit er spürte, wie weh man ihm tat. Er war seit der Geburt nicht mehr im Krankenhaus gewesen. Alles doof, alles komisch. Jeder machte ihm Aua.

In seiner ersten Nacht brüllte er zwei Stunden lang, bekam kaum noch Luft. Der Vater strich ihm über die blonden Locken, bald sollten sie ihm ausfallen. Die Krankenschwester wirkte streng, sie blieb aufgesetzt freundlich. Wollen wir mal leise sein, rief sie. Haben

wir schon Kaki gemacht? Und selbst? Hätte der Vater gern gefragt.

Jakob war zwei Jahre alt und konnte nur wenige Worte. Baum, rief er oft. Baum. Er ist immer mit uns im Wald gewesen, umarmte die Bäume und küsste ihre Rinde. Er juchzte dann vor Glück, doch nun war er still. Zog sich beleidigt in sein Elend zurück. Zeigte mit den Fingern auf das, was er haben wollte. Die blöden Pflaster störten ihn mehr als der schmerzende Bauch.

Nur gut, dachte der Vater, dass Jakob noch nicht den Tod verstand. Er kannte ja nicht einmal das Leben.

Das Ergebnis war da: Neuroblastom, Stadium vier. Ein Tumor, der durch entartete Nervenzellen entsteht. Selten, sehr selten. Ein Kind unter 100.000, trösten konnte es uns nicht. Acht Chemos, Bestrahlung, Operation. Die nette,

fürsorgliche Ärztin sprach von zehn bis 15 Prozent Heilungschancen. Sie warnte, dass es die Hölle werden kann. Sie wirkte ehrlich, fragend, schaute betroffen auf die Akten.

Die Eltern wollten es versuchen. Zehn Prozent sind zehn Prozent, sagte die Mutter. 15 Prozent sind 15 Prozent, sagte der Vater.

Vor der Chemo war Jakob noch mal in der Badewanne. Du brauchst ihm keine Haare zu waschen, meinte die Mutter. Die fallen sowieso bald aus. Sie sagte es erschöpft, aber todernt.

Draußen duftete es aufdringlich nach Frühling. Überall schmeckte es nach frischem Blühen, wie gern wäre Jakob jetzt wieder in die Büsche gehuscht. Wieder in die Bäume geklettert, bis er Angst vorm eigenen Mut bekam. Es war ein warmer, friedlicher Tag, als er für lange Zeit ins Krankenhaus musste. →



Plötzlich war er da. So ein Scheiß Klumpen, der im Rachen klebte. Die Mutter schrie auf, sie spürte den Schmerz sofort. Irgendwann begannen alle, den Krebs zu hassen.

„Ich bin keine Medizinerin, sagte sie, ich bin Ärztin. Eine Medizinerin behandelt das kranke Bein des Kindes. Eine Ärztin behandelt das Kind mit dem kranken Bein. Sie war ein wunderbarer Mensch.“

→ Dort gab es keine Jahreszeiten. Nur Kunstlicht, jeder Tag gleich. Die Temperatur geregelt, und Menschen, die funktionierten, um andere zu heilen. Wenn auf der Kinderkrebstation nicht viel passierte, nannte man es ereignisfreies Überleben. Manchmal wurden Betten durch den Flur geschoben, auf denen zugedeckte Leichen lagen.

Es dauerte lange, bis Jakob sich daran gewöhnte. Wie auch sonst? Bis er den strengen Takt des Tages kannte, der ihn so rücksichtslos aus seiner Kindheit riss. Er guckte oft dabei zu, wie das Gift im Beutel blubberte. Wie die Hoffnung tropfte, bevor sie ihm in seine Venen floss. Während ihm der Vater eines seiner Lieblingsbücher vorlas. Darin stirbt ein greiser Dachs. Er geht in eine Höhle, aus der er nicht mehr herauskommt, und die Tiere sind alle sehr traurig.

Tod ist ein Blödmann, rief Jakob. Er war oft so hilflos heiter in seinem Zorn.

Die Eltern zählten die Tage nach der Chemo. Wenn er zu spucken begann. Wenn sich die Organe empörten. Wenn sich im Rachen die Schleimhaut ablöste, wenn er krampfhaft im Fieber glühte. Es gab so viele neue Schlachten im Kampf gegen den Krebs.

Im Bett neben ihm lag ein Junge, er war elf Jahre alt. Hatte morgens noch Fußball gespielt, plötzlich knickte das rechte Bein weg. Zuckte ihm ein Blitz durchs Knie, gerade eben wurde Knochenkrebs festgestellt. Am nächsten Tag sollte er sein Bein verlieren. Ich habe so Angst, flüsterte er und weinte.

Irgendwann kannte Jakob das alles. Merkte er, dass sich Leid nicht an Schichtpläne hielt. War das Krankenhaus normal für ihn. Begriff er vielleicht auch, dass ihm keiner absichtlich weh tun wollte. Da versöhnte er sich fast mit diesem unberechenbaren Ritual, das aus Kotzen, Liebe, Hoffnung, Lachen oder Schmerz bestand.

Das Kind wollte eigentlich nur Kind sein. Stopfte sich glücklich mit Gummibärchen voll, während man ihm Blutkonserven in die Adern pumppte. Steckte sich Plastikstöpsel auf die Spritzen und ballerte damit auf die Krankenschwestern. Kletterte auf den Fuß des Infusionsständers und rollte über den Flur, während die anderen Kinder vor Vergnügen klatschten.

Jakob malte Bilder, viele Bilder, oft tropften ihm dabei vom Pinsel schwarze Kleckse auf die Blätter. Bilder, die traurige, dichte Kringel zeigten. An einem Nachmittag machte er 16 davon. Heute hängen sie in der Familie überall an den Wänden.

Jeder glaubte, er male den Krebs.

Er traf eine Frau, die seine leise Seele ernst nahm. Die nicht *wir* sagte, wenn sie nur ihn meinte. Ihn nicht nach seinem Aua im Bauch fragte, wenn sie selbst sah, wie schlecht es ihm ging. Sie war eine Künstlerin, die das stille Kind sprechen ließ, weil sie mit seiner Fantasie spielte. Oft auch mit Dingen, die er aus dem Krankenhaus kannte. Manchmal klebten sie bunte Pflaster aufs Papier oder bastelten lustige Puppen aus Mull.

Sie war da. Sie machte ihn wichtig. Heiter. Leicht. Sie lachten und sie weinten. Manchmal legte sie ihm ein Stück Schokolade in die zittrige Hand, das er sich hastig in den Mund stopfte. Sie bückte sich tief, um Jakob in die Augen zu sehen. Um sein Glück, seine Angst und den Zorn zu begreifen.

Der Chefarzt blieb immer stehen. Nie beugte er sich zu Jakob herab, kannte keine Augenhöhe beim Sprechen.

Redete zu den Eltern über seine Glatze hinweg. Quasselte über seine Krankheit, als gäbe es ihn gar nicht. Nie steckte er seinen Kopf ins Zimmer, fragte nach seinem Befinden. Herr Professor sitzt lieber im Keller, hieß es, vor seinem Mikroskop. Er wirkte abwesend, wenn man ihn traf, zerstreut oder gelangweilt.

Die Eltern teilten sich die Menschen auf der Kinderkrebstation genau ein. In blöde, in gute, in nette und schlechte. In Ärzte, die halfen, oder solche, die jeden spüren ließen, wie abhängig man von der Macht ihres Wissens war. Die zeigten, wie sie Hierarchie genossen.

Der Vater schrie eines Tages vor dem Operationssaal herum, wollte sich fast mit dem Chirurgen prügeln. Drohte ihm, am nächsten Tag in der Zeitung zu stehen. Weil sein Sohn, Sie Gott in Weiß, seit Stunden auf den Eingriff warten musste. Während man jede privatversicherte Hüftprothese vorzog.

Natürlich waren sie nicht gerecht. Die Eltern lebten in einer Wunde. Sie klaffte für alle sichtbar, tief, unwiderlich, und ständig kam einer und legte den Finger darauf.

Einmal unterhielt sich der Vater auf dem Flur mit einer Frau, deren Tochter die Segelohren angelegt wurden. Als sie vom Eingriff zurückkam, trug das junge Mädchen einen blutgetränkten Kopfverband und schrie wie am Spieß. Stell dich nicht so an, dachte der Vater.

Manchmal hasste er gesunde Kinder und schämte sich dafür.

Dann traf Jakob eine junge Ärztin, die ihn bis in den Tod begleiten sollte. Sie hielt ihm die Schale hin, wenn er kotzen musste. Sie küsste ihm auf die Stirn, wenn die Haare ausfielen. Sie pumppte ihm Trost in die Venen, wenn er vor Schmerzen schrie.

Sie war der leise, warme Wind in der Kälte der Klinik. Sie war sein Glau-



Simon, Jonas und Jakob. Drei Brüder, für die nichts mehr normal war. Sie lebten in einer tiefen Wunde, aber sie genossen jeden guten Tag, den Jakobs Krankheit ihnen ließ.

be, seine Zuversicht. Sie konnte vieles, was seine Eltern nicht konnten. Was sein Bruder nicht konnte. Sie konnte seine Krämpfe lösen, ihm den Nebel des Vergessens schicken. Sie schaffte es, den Tag anzuhalten, ihn zum Lachen zu bringen. Seine Minuten ewig zu machen. Sie kitzelte ihm schiefe Gesichter auf die Verbände.

Ich bin keine Medizinerin, sagte sie, ich bin Ärztin. Eine Medizinerin behandelt das kranke Bein des Kindes. Eine Ärztin behandelt das Kind mit dem kranken Bein. Sie war ein wunderbarer Mensch.

Sie nahm ihn, wie er wirklich war. Ertrug seine Wut, als er spürte, dass er so anders war als andere. Für sie blieb er ein Junge, der einfach nur geliebt werden wollte. Der gehofft hatte, älter als vier Jahre alt zu werden. Der gehofft hatte, nicht die Hälfte seines Lebens im Krankenhaus zu verbringen. Sie wusste, dass er bald sterben würde. Sie sorgte dafür, dass man ihm nicht mehr zu viel zumutete.

Euer Sohn geht bald auf die Reise, sagte sie. Aber ihr müsst ihm zeigen, dass er gehen darf.

Jakob starb mit Blick auf den Tannenbaum. Er hatte ihn mit der Familie geschmückt, obwohl er vor Schwäche kaum stehen konnte. Baum, sagte er, Baum, und strich ihm zärtlich über die Nadeln. Hängte goldene Engel aus Holz dran.

Er hatte sich über den Spielzeugbohrer gefreut, den er unter den Zwei-

gen fand. Bohrte damit zum Spaß seinem kleinen Bruder in den Hintern, der mittlerweile geboren war. Baby Blöd, rief er und lachte.

Als er über die Tage nach Hause durfte, wollte er zuerst nicht. Rief immer, sehr entrüstet: Krankenhaus! Der Vater fuhr mit ihm hin in der Nacht, zeigte ihm die dunklen Fenster der Ambulanz. Die Rolladen waren heruntergelassen. Krebs hat ja auch mal Weihnachten, dachte er. Lange, sehr lange Minuten standen sie vor dem düsteren Gebäude. Jakob war nach über 600 Tagen zum letzten Mal dort.

Später sagte die Mutter: Vielleicht wollte er im Krankenhaus sterben. Vielleicht hat er vieles ganz anders gesehen. Sah er vor allem ein Lächeln, wenn wir dem Chefarzt Arroganz unterstellten?

Als die junge Ärztin kam, krümmte sich Jakob im Schmerz auf dem Sofa. Lag da wie ein Baby im Mutterbauch. Die Nacht war hart gewesen. Er quälte sich mehr als die Eltern ertragen konnten. Irgendwann schrie der Vater: Geh, wenn du willst! Wollte ihn heulend auf die Reise schicken.

Sie zog die Spritze auf. Sie gab ihm ein starkes Schlafmittel, ich gebe ihm ein wenig mehr, sagte sie, er sieht so müde aus. Dabei trocknete sie sich selbst ein paar Tränen.

Das Mittel wirkte sofort, der Krampf löste sich, Jakob konnte seit Tagen end-

lich wieder seine Beine strecken. Seine Augen waren halb geöffnet, so als wollte er sich noch ein bisschen Neugier auf das Leben erhalten. Doch als die junge Ärztin ihm das Stethoskop an die Brust legte, schüttelte sie den Kopf. Regen prasselte gegen die Fensterscheiben, auch der Himmel weinte. Der Vater ging zum Schrank und nahm sich einen kräftigen Schluck Schnaps.

Er blieb noch neun Stunden bei uns. Die junge Ärztin musste zurück ins Krankenhaus, der Pfarrer kam und sprach ein Gebet. Der Vater legte seinen Sohn in den Sarg, die Mutter bettete ihm seine Wärmeflasche hinein und streute rote Rosen über die Leiche. Sie trug ein Gedicht zum Schlafengehen vor, wie sie es jeden Abend tat. Beim Schließen des Deckels verklemmte sich eine Rose.

Als Jakob weg war, brachen wir den Tannenbaum ab.

Ein paar Wochen später schickte uns die junge Ärztin einen Brief. Sie vermisse ihn, schrieb sie, und es klang sogar nach Liebe. ■

MICHAEL SCHOPHAUS schrieb ein Tagebuch über Jakob, es war für ihn Therapie. Mach Schmerz begreiflich, riet ihm ein Kollege. Der Vater versuchte es mit „Im Himmel warten Bäume auf dich“. Das Buch wurde ein Bestseller und ist bis heute im Handel erhältlich.